Umfang acht Seiten

Einzelbezug 15 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Pfalzburg 3524 / Anzeigen-Annahme :-: durch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus :-:

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahrsbezug 1,50 Mark / Halbjahresbezug 3,— Mark / Jahresbezug 6,— Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 BERLIN NOVEMBER 1911 NUMMER 86

Gegen die Kleist-Stiftung

Schaffende haben es selten in sich, Geschäfte zu machen; dazu fehlt ihnen die Muße; und das Volk hinkt nach, läßt der Kunst erst Konsumenten entstehn nach dem Ableben des Schöpfers, oder doch nach seiner Kraftzeit. Darum wird in der sozialen Aristokratie, die wir fordern, (der Schaffende gilt ihr als höchster, als hegenswertester Typus) „Kulturpolitik" in der Art getrieben, daß Künstlern, denen es schlecht geht, der Staat Unterstützungen gewährt. (In der christlich-demokratischen Sozietät von heute gewährt der Staat — Kitschern Unterstützungen.) Auf der Insel Utopia muß ein geniales Statut Vorkehrungen enthalten, die verhüten, daß Unwürdigen solche Hilfe erwachse. Das Komitee, bei dem die Entscheidung ruht, muß möglichst aus den Besten des Landes zusammengesetzt sein und auf eine komplizierte, Verknöcherung und Verkitschung annähernd ausschließende Weise sich erneuern.

Bis die soziale Aristokratie eingerichtet ist, fällt die Aufgabe, das wenig glückliche Verhältnis zwischen Kunst und Brot zu bessern, privaten Mäzenen zu. Gerad um die Wortkunst hat sich das Gönnertum bisher kaum gekümmert. Falls daher die hundertste Wiederkehr des Todestages Heinrichs von Kleist einige Edelmenschen zu einer „Stiftung" veranlassen würde, die „ringende poetische Talente durch rechtzeitige Hilfe davor bewahren soll, im Lebenskampf unterzugehen," so müßte man sicherlich dankbar frohlocken, vergessend, daß ein Talent nicht zu ringen pflegt und daß die Möglichkeit, iemanden davor zu bewahren, im Todeskampf unterzugehen, freilich minimal ist. Was schadet am Ende ein schlechter Aufruf, wenn er gut gemeint ist und wenn er verheißt, durch Finanzierung der famosesten Jugend die unheilvolle Macht der Mittelmäßigen zu brechen! Gilt es einen Krieg zugunsten junger Könner, mithin zum Tort der alten Schmieranten, dann sieht ein Unsnob über die Formalitäten gern hinweg. Aber was soll man äußern, wenn die alten Schmieranten selber es sind, die zum Kampf für Jugend und Genius blasen? Welche Attitüde ist die richtige, wenn vor unsern Augen sich das Schauspiel abspielt, daß — außer fünf, sechs litterarisch honetten Leuten, deren Namen vielleicht auf eine recht mühselige Methode herbeigeschafft worden sind — das Kitschigste, Kindischste, Blödeste, Fadeste, Gefährlichste, Miserabelste, Gehässigste und Kommunste, was Deutschlands Schrifttum gegenwärtig aufzuweisen hat, durchaus die Parasitei der Literatur, sich zusammenfindet, um, als „Persönlichkeiten von literarischem Urteil, Lebenserfahrung und vorurteilsloser Empfänglichkeit," darüber zu wachen, daß „nie wieder" ein „Genie unseres Volkes" durch „Mitschuld einer stumpfen Umgebung" „ein gleiches Schicksal" erleide, wie es Kleist, „den Unvergleichlichen", „mit ungehemmter Rauheit erfaßt hat"? Fritz Engel, Otto Ernst, Ludwig Fulda, Rudolf Herzog, Alfred Klaar, Hans Landsberg, John Lehmann, Paul Lindau, Felix Lorenz, Rudolf Presber, Gabriele Reuter, Paul Schlenther, Fritz Stahl, Hermann Sudermann, Fedor von Zobeltitz —: ja, sind sie es denn nicht gewesen, die vor hundert Jahren Kleist in den Tod getrieben haben? Sind sie es denn nicht, die, durch ihre Fabrikate, die sie als Kunst ausschrein, durch ihre kritische Ahnungslosigkeit, durch perfide Totschweigetaktik, durch ihr einfaches Vorhandensein, die Siegeszüge heraufsteigender Heroen wieder und wieder gräßlich hemmen? Welch eine Heuchelei, wenn die Uebelsten der Ueblen, wenn die Schädlinge, die jedem Guten, Ehrlichen, Starken Platz, Licht, Nahrung rauben, jetzt sich geniebeschirmerisch in die Brust werfen! Welch eine ohrfeigenwürdige Jahrhundertsheuchelei!! Die Blattlaus will das Grünen schützen, und das gefräßige Krokodil markiert die besorgte Großmama.

Von den Repräsentanten der litterarischen Kultur, jenen einzigen, denen man die Entscheidung darüber, ob ein Junger „die Bürgschaft eines bedeutenden Könnens in sich trägt," allenfalls anvertrauen könnte, hat fast niemand den Aufruf unterschrieben. Also kennzeichnet sich die Sache als ein Institut zur Förderung der Seichtheit, Behäbigkeit, Süßlichkeit; der Spießerei und Plauderei und talentierten Unursprünglichkeit; des Verlognen, Mediokren, Inferioren; der Epigonie jener Unterzeichner; kurzum: des Kitschs. Herr Fritz Engel, Prälude der Stiftung, ist folglich keineswegs auf dem Holzweg, wenn er „unser werktätiges Bürgertum", das an der „Dichtkunst in allen ihren Arten" sich „in erwünschten Feierstunden" „erholt" (— „erholt"!), zur Beteiligung an der Stiftung auffordert. Aber, daß dieses, der wirklichen Kunst feindliche, Unternehmen seine Niedrigkeit und Widrigkeit mit dem Namen Kleist zu verdecken sucht, ist eine Schweinerei, der unter allen Schwindeln die Krone gebührt, und auf die in einem Kulturstaat Zuchthaus stünde.

Kurt Hiller

Der Ritter Blaubart

Von Alfred Döblin

Schluss

Frühmorgens rüstete man das Gespann; der Groom stieg auf den Bock; auf dem Polster schaukelte Miß Ilsebill.

Die schnurgraden Alleen herunter sausten die Wagen, die Automobile; sie lenkten in weitem Bogen vor das Portal der Rennbahn. Der Himmel war stahlblau, es wehte eine sommerliche Luft. Die Menschen drängten auf die Rennbahn, sie füllten die Tribüne vor dem weiten, grünen Rasen; der Lärm der Stimmen und Gefährte brauste, ein Riesenvogel, über die leere Fläche.

Die Miß fuhr zuletzt, kurz vor dem Start, am Sattelplatz vor. Zwei sanfte Schimmel zogen den offenen, blauausgeschlagenen Wagen durch den knirschenden Sand. Sie stieg aus, im blauen wallenden Samtkleide, eine weiße Feder wehte in den bloßen Nacken; sie glitt durch die hölzerne Sperre auf ihren Platz. Sie hatte eine gelb-weiße Haut, ebenmäßige Züge. Ihre tiefschwarzen Augen schlüpften zögernd über die Menschen und Gegenstände, wie ein schleimiger Schneckenleib, ließ eine Spur. Sie saß lächelnd da und kaute Schokolade.

Baron Paolo lehnte an der Stange; er sah mit Vergnügen die weißen Pferde antraben, hielt seinen weichen Filzhut zum Schutz über die Augen. Als die weiße Straußenfeder steil in dem Winde sich aufstellte, ging er die vier Stufen der Treppe hinunter, schob sich seitlich durch die Menge und trat vor Miß Ilsebill. Er hob die hohlen Hände wie ein Araber auf; beugte seinen Nacken vor ihr. Sie erschrak und lachte dann. Kalvello hieß der

Favorit. Das braune schlankbeinige Tier jagte lässig hinter dem Rudel her; schon waren zwei Runden um, die Entscheidungsstrecke kam. Miß Ilsebill ließ das Silberpapier fallen, stützte das feste Kinn auf die Hand, jauchzte über die gebundene Ruhe des Pferdes. Sie waren dicht am Ziel: da legte sich der blauweiße Jockey vor an das Ohr des Pferdes, flüsterte „Kalvello, ho, Kalvello." Das Tier senkte den Kopf, flog in vier Sprüngen hin, siegte. Sie strahlte. Der Lärm der Menge rauschte über sie. Kaum das Hürdenspringen vorüber war, stand sie auf und lud den schweigenden Mann zu einer Spazierfahrt mit ihr ein. Während sie durch die Wälder im Süden der Stadt fuhren, sagte er, daß er der Baron Paolo di Selvi sei, daß er durch sein Geschick hierher verschlagen sei und drüben in der Haide wohne. Sie erzählte, sie wäre Miß Ilsebill; er hätte auf seinem Haideschloß drei Frauen verloren, und sie trauere über sein Geschick. Worauf er einen trüben Blick auf sie warf, den grauen Kopf senkte; der Groom aber riß die Schimmel herum; sie fuhren die Chaussee zurück, auf den geraden Weg zur Haide. An der Wendung zur Schloßallee verengerte sich der Weg. Paolo nahm dem Kutscher die Leine ab. Die Pferde sträubten sich. Er stieg aus und riß sie vor. Unter Peitschenhieben zogen sie an, sie schnaubten und wollten durchgehen, aber er hielt die Leine straff.

Prunkend stand in der Wüstenei das graue Schloß; über dem Dach des Damenflügels ragte die Spitze einer weißen Klippe. Paolo saß aufrecht im weichen Hut, eingefallen waren seine braunen Wangen und seine Schläfen, seine schräg gestellten grauen Augen blickten leer, nur sein Mund war rund und weich und sehnsüchtig wie immer. In der Dämmerung kamen sie vor sein Haus. Am Portal gab er ihr zum Abschied die Hand. Miß Ilsebill stieg aber aus und bat sich bei ihm zu Gaste auf ein paar Tage; sie wollte ihn pflegen und mit schöner Musik erheitern. Sie bezog die Zimmer des Damenflügels.

Sie ritten morgens und mittags aus; Ilsebill sang und spielte vor ihm in den Gemächern. Sie trug bunte und nixengrüne Gewänder; in ihren Augen war ein weiches Schimmern, wenn sie auf den Teppichen tanzte; ihr schwarzes Haar hatte sie in Zöpfen gebunden, die sie mit den blitzenden Zähnen festhielt. Paolo lag stumpf auf den Polstern, rauchte und hüllte sich in Dampf, später warf er sich auf den Teppich, sah ihr neugierig aus seinen hellen Augen zu, hörte sie summen zu der Guitarre, in die ihre Dienerin griff. Seine Stimme wurde heller, sein Gang rascher. Und als sie einmal auf dem Balkon standen, brach sie in ein ungefüges Weinen aus; sie wollte wissen, was es mit ihm sei, sie wollte ihm helfen. Er aber nahm ihre beiden gelbweißen, heißen Hände, legte sie auf seine Stirn, indem er die Worte eines fremden Gebets flüsterte; sie hing an seinem Hals, während er entsetzt bebte und lauter sprach und schrie, was sie nicht verstand. Schon war er wieder still und sanft, geleitete Miß Ilsebill in ihr Zimmer. Und am Abend schlich sie sich, indessen der Baron im Herrenflügel schlief, allein trotzig und finster an die Tür des verschlossenen Zimmers, in das die Klippe hineinragte. Sie rüttelte an dem Holz, sie stemmte sich seufzend mit der Schulter an; das Schloß hielt fest. Da nahm sie das goldene Kreuz vom Halse ab, flehte die Mutter Gottes um Hilfe an, fand am Fuß der Tür einen Riegel bloßliegen, schob ihn, den Finger einschlagend, in die Höhe, mit schwerer Mühe, so daß ihr Arm schmerzte.

Lautlos sprang die Türe auf; Miß Ilsebill, die Zarte, in ein schwarzes Tuch geschlagen, hob die Kerze: es war ein schmales, freundliches Gemach, mit zärtlichem Frauentand die Tischchen und Wände bedeckt; der rohe zackige Felsen bildete die breite Hinterwand; er schattete sonderbar in dem unsicheren Lichte; in seiner Nische; über dem Boden, stand das grünbezogene Nachtlager, zu dem zwei Stufen führten. Miß Ilsebill tänzelte freudig über den dicken Teppich, warf ihr Tuch ab, sog den schwachen Blumengeruch ein, zündete zwei Ampeln an und war in dem heimlichsten Zimmer. Die grüne, japanische Seide hing von der Decke herab, Bilder und Tapeten lächelten ruhevoll und sanft, auch die sonderbare Klippe schimmerte wie ein spielerischer, phantastischer Einfall. Sie legte leise die Tür an, sprang auf das Lager, lag träumend stundenlang, schlüpfte frühmorgens wieder durch die Korridore auf ihr Zimmer, nachdem sie das Licht gelöscht, sorgfältig die schweren Riegel herabgeschoben hatte. „War nichts geschehen, ist mir nichts geschehen" sagte sie glücklich vor sich hin; glitt nun Nacht für Nacht hinüber in das Felsenzimmer, dort zu schlafen. Des Tags aber fand Miß Ilsebill kein Ende des Plauderns, Singens und Lockens vor dem versunkenen Manne. Aus ihren tiefschwarzen, schlüpfenden Augen schlug öfter ein greller Blick zu ihm, und als sie einmal unter den fünf raschelnden Schleiern vor ihm getanzt hatte und er lachend über ihre tollen Sprünge ihre Handgelenke hielt, warf sie ihre Schönheit vor ihm hin und bettelte an seinem Hals: „Ich bin Ihr Eigen, Paolo." „Sind Sie das, Miß Ilsebill? Sind Sie das?" Und sein Blick war nicht grell und heiß, sondern derart schwermutsvoll, fragend und ohne Trost, daß sie von ihm abwich, die Schleier um sich warf und aus dem Zimmer schlich. Er umgab sie aber mit so viel stiller Ehrfurcht, daß er die blaßwangige Ilsebill ganz in staunendes Glück versenkte.

Auf ihren Streifzügen durch die Wälder trug der schwarze Ritter sie oft auf den Armen und betete, manchmal in die starken Kniee sinkend, in fremder zarter Sprache. Sie hob nie die Lippen zu seinem Munde, nur selten nahm er ihre gelbweißen Hände und preßte sie an seine Stirn. Welche Kleider trug Ilsebill mit den feinen Knöcheln? wieviel Zöpfe hingen aus ihrem bleischwarzen Haar? Grüne Kleider, wie die Seide in dem Felsenzimmer trug Miß Ilsebill; grüne Blätter lagen auf ihrem Haare und waren eingeflochten in drei dichten Zöpfen. Miß Ilsebill und Paolo spielten und jagten zusammen, sie saßen oft am Meere, sie träumten zu zweit. Paolos Augen sprühten.

Eines Mittags sagte sie ihm, daß sie ihn um etwas bitten möchte. Und als Paolo freundlich fragte, biß sie sich auf die Unterlippe und meinte, daß fie ihm etwas sagen müsse. Ob es nicht zweckmäßig wäre, wenn sie einen Arzt kommen ließen aus der Stadt; sie glaube, sie sei etwas krank. Paolos Lippen wurden schneeweiß, er atmete schwer mit geschlossenen Augen: was ihr denn fehle. Sie höre immer, fast immer ein leises Scharren. Es sei ein Geräusch, ganz weit entfernt, ein gleichmäßiges Streifen, Rieseln und Scharren, gleich als liefe ein Tier über Sand und bliebe immer wieder schnaufend stehen. Es sei so fein, daß es ihr oft wie ein Pfeifen klinge. Er stand am Fenster und blies gegen die Scheibe, fuhr mit rauher Stimme heraus, es sei kein Arzt Not, bei solcher Krankheit; sie müsse sich zerstreuen; sie müsse jagen, reisen; am besten, sie ginge fort von hier. Da lachte Miß Ilsebill aus vollem Halse und sagte, ihre beiden Pferde seien nur schwer den Weg hierher gelaufen und jetzt, wo fände sie Pferde, die sie zurücktragen würden ohne ihn. Der untersetzte Mann hatte sich umgedreht, seine Stirn lag in Falten, sein mageres Gesicht glühte, er klagte heiser: sie solle gehen, sie solle gehen, sie solle gehen, er wolle sie doch nicht; er wolle kein Weib und keinen Menschen und nichts; er hasse sie alle, die höhnischen, sinnlosen Wesen; sie solle gehen, o, sie solle gehen. Ein Messer wolle er ihr gleich geben, damit solle sie sich ihre Krankheit aus dem Herzen schälen. Wie Miß Ilsebill mit schaukelnden Hüften auf ihn zuging, kam er auf sie gewankt, taumelnd wie ein Kind, sah sie an derart schwermutsvoll und ohne Trost, daß sie sein Haar streichelte und in fesselloses Schluchzen ausbrach, als er an ihrer Brust zitterte. Sie stellte keine Frage an ihn; sie nahm heimlich einen Dolch von der Wand, versteckte ihn unter ihrem Kleid.

Miß Ilsebill ging nun in ihrem dünnen Kleid oft allein aus, sie streifte bis an die Stadtmauer, brachte Paolo seltene Muscheln, blaue Steine mit, auch streng duftende Narzissen, die er liebte. Und auf einem Wege sprach sie in der Vorstadt einen alten Bauern an, der erzählte, der Baron habe sich mit Leib und Seele einem bösen Untier verkauft. Das läge aus Urzeiten auf dem alten Meeresgrunde, dort auf der Haide; in der Klippe hause es und brauche alle paar Jahre einen Menschen. Es klänge wie ein Märchen und sei doch war. Wäre nicht bei den Frauen jetzt die Unzucht und Gottlosigkeit so groß, so wäre der arme Ritter längst befreit von dem Tier. — Sie hörte es mit Glück, denn sie wußte es schon lange.

Sie spielte auf ihrem Zimmer mit Eidechsen, die sie fing. Als Paolo sie einmal unter Lächeln klagen hörte, sie suche im Grunde nur nach dem Tier, das so laut scharre und murre und raschelte, meinte er, er wolle einen Dichter einladen, den er kenne in der Stadt, der solle sie mit Märchen und seltsamen Geschichten unterhalten. Es sei ein seelenkundiger Mann.

Am nächsten Mittag spazierte über den breiten Hauptweg der Dichter auf das Schloß; sie saßen zudritt bei Tisch. Dann lud Paolo ihn ein, den Arzt zu spielen bei Miß Ilsebill und ihre Schwermut zu beheben; denn es scheine ihm eine Art Schwermut zu sein, was in ihr scharre und raschele und sie zu verschlingen drohe. Der Dichter sprach mit ihr auf ihrem Balkonzimmer; es war ein schlanker, junger Mann mit langen Armen und mit freien Bewegungen. Er fuhr über sie mit herrscherischen Blicken, sie lachten zusammen, über ihre Bilder gebückt. Er bat sie, sie möchte tanzen, als schon die Lust dazu in der Wilden erwacht war; sie tanzten zusammen unter einem Schleier, und Miß Ilsebill sprang mit ihm auf den Balkon und lachte mit einmal über das Schloß und den Sumpf und die scharrenden Tiere. Sie krümmte sich über das Eisengitter, schrie ihr Gelächter über die dämmerige Haide hin. Wahnsinnig, ja wahnsinnig wäre sie, eine Leiche bei lebendigem Leibe. Mögen alle vorsintflutlichen Drachen ausbrechen und Paolos Glück morden: sie kenne nur ein Tier, das ausbrechen wolle, und das sei sie selber. Sie streckte ihre runden Arme über sich, rief das Meer an, sie wolle wieder fort, sie wolle reisen und wandern und wolle immer lieben und immer küssen. Und eh die Dunkelheit einbrach, ging der Dichter fort; trällernd riß sie ein grünes Blatt aus ihrem Haar und steckte es zwischen seine Lippen.

Kaum war es finster im Schloß geworden, da warf sich Miß Ilsebill ihr schwarzes Tuch um, nahm noch mit glühenden Wangen eine Kerze in die Hand und belud ihren linken Arm mit zwei Scheiten Holz: sie wollte zum Schluß die Felsenkammer in Brand stecken und dann in Nacht und Nebel verschwinden. Auf dem Meer wartete schon die Yacht, die der Dichter zur Flucht besorgt hatte. Den dunklen Gang keuchte sie hin; aus dem Dunklen, ihr entgegen, kamen Schritte. Die Scheite ließ sie über die Kniee leise zu Boden gleiten, es war Paolo, der sie nicht fragte, ihre Kerze sachte an den Boden stellte und sie zärtlich, ohne zu sprechen, streichelte über Haar und Hände. Die schwarzen Augen Miß Ilsebills schlüpften nicht fort von seinen, die voll Teilnahme blickten und einen erschreckenden Trost spendeten, schlüpften nicht ab von der ruhigen Aufgeschlossenheit seines heiteren Gesichts. Seine schräggestellten Augen strahlten über sie gar eine Dankbarkeit, sein Mund

näherte sich zum ersten Male ihren Lippen und küßte sie. Er sagte, er ginge noch heute in die Stadt. Sie kauerte auf dem Gang, die Kerze war erloschen, eine unbezwingliche Angst schüttelte ihre Schultern. Sie hielt das Kreuz in beiden Händen hoch, sie richtete sich auf, die Scheite ließ sie liegen, sie mußte über den Gang, sie mußte nach der Tür, sie mußte in die Kammer. Hart war ihr Gesicht, dann verzerrte es sich hilflos. Hinter dem Kreuz schleppte sich Miß Ilsebill, weinend und sich kasteiend. Den Riegel schob sie hoch. In der Kammer ging sie händeringend auf und ab, schlug sich die Brust, schlummerte auf dem weichen Teppich ein.

Im Traum hörte sie ein Scharren und Krachen, ein lautes Rufen von Männerstimmen: „Ilsebill, rette dich; rette dich, Ilsebill, Ilsebill!" Richtete sich auf. Kam aus dem Felsen eine blasende Flamme, ein brennender Mund her. Der Felsen sprang mitten auseinander, aus der Höhle strömte das Wasser, wälzte sich ein grauenhaftes Meeresungeheuer, eine Meduse mit zahllosen ringelnden Fängen; aus dem Leib schlug die zitternde, blaurote Flamme wie der Atem. Miß Ilsebill stürzte nach der Tür; die fand sie nicht; da schrie sie gell und wahnsinnig: „Paolo, Paolo." Das Untier zischte nach ihr; eine lähmende Süße durchfloß sie; sie schlug in Todesangst gegen die Wand. Ein blanker Spieß hing da, sie riß ihn herunter, schleuderte ihn blind in die Flamme hinein. Halbumfallend fand sie die Tür, lief, schreiend, mit den versengten Händen um sich schlagend, über die stummen Gänge; blieb vor ihrer Zimmertür liegen.

Bis an den grauen Morgen lag die stolze Miß Ilsebill. Als sie sich aufrichtete, löste sie mit starrer Ruhe ihre Schuhe und Strümpfe ab, band ihre Zöpfe auf, ging barhäuptig, in bloßem, dünnen Röckchen aus dem Hause, durch den Torweg nach der Stadt zu über die Haide, bis da, wo die Birken stehen. Sie wandte sich nicht einmal um. Hinter ihr tobte es; vom Meere her kam ein Donnern und Bersten. Eine Springflut, eine meilenweite, graue Wand durchbrach die Dämme und Deiche, setzte rollend und schäumend über die verwunschene Ebene, bedeckte wieder, was ihr schon einmal gehört hatte, dazu ein graues Schloß und viele schlafende, armselige Menschen. Das furchtbare Wasser warf seine Wellen bis dicht an den Berg heran vor der Stadt, auf dem die Birken stehen. Ilsebill wanderte auf den Berg. Und wie sie zwischen den Bäumen ging, trat der Nebel in den Wald. Aus einem Baume, an dem sie betete und ihr Kreuz aufhing, trat ein feiner, feiner Rauch, der süßer als Flieder duftete. Er legte sich um die wandernde Ilsebill, so daß sie eingehüllt war in die Falten eines weiten, duftenden Mantels. Sie sah keinen Schritt vor sich und keinen Schritt hinter sich; und als sie merkte, daß der Mantel der Mutter Gottes sie einhüllte, fing sie an zu weinen wie ein zages Mädchen. Rascher und rascher lief sie, aber sie stürzte bei jedem Schritt: „Ich möchte doch leben. Ach, liebe Mutter Gottes, laß mich doch die Blumen noch sehen, laß mich doch die Vögelein sehen. Ach, liebe Mutter Gottes, sei gut zu mir. Ich sehe, — du bist gut zu mir, wie ich zu dir bin." Ihre Lippen blaßten. Sie wurde dünner und dünner. Seufzend löste sie sich auf und verschwand in dem feinen Nebel, der über die Birken zog.

Schon hob sich die Sonne über dem Wasser, da trabte langsam ein schwarzer Hengst mit einem Reiter durch den Mauerdurchbruch von der Stadt her. Der Reiter ritt über den Berg, und wie er auf der Höhe stand, schäumte meilenweit vor ihm das graue, tobende Wasser und kein Weg und kein Schloß. Er stieg ab, band das Pferd an einen Stamm, ging zwischen den Birken. Ein winziges goldenes Kreuz hing an einem Baum; um den ging ein süßer Geruch herum. Er zog den weichen Hut, kniete nieder und legte die Stirn an die Rinde: „Große Angst hast du uns beschert, holde Mutter Gottes; große Liebe hast du uns beschert, du holde Mutter Gottes."

Die Städter sahen noch einmal den schwarzen Reiter an diesem Tage des Dammbruches durch die Straßen jagen. Dann hörte man nach vielen Jahren wieder von ihm, als die Kämpfe in Mittelamerika tobten. Als Führer einer Freischar gegen die heidnischen Indianer fiel er damals mit seiner ganzen Schar bei einem heimtückischen Angriff.

Briefe nach Norwegen

Von Else Lasker-Schüler

Herwarth, Kurtchen, Kameraden, Brüder, habt Ihr an alle Direktoren der Theater im Pan den Kriegsaufruf von Rudolf Kurtz gelesen? Er hat über meine eingetrocknete Wupper eine Flut gebracht — ich hatte mich auch schon zu Bett gelegt. Aber nun trage ich meinen krummen Samtsäbel an der Seite, den ich meinem Neger Tecofi zur Theaterstatisterei lieh. Wa kadâba kabinâhu hinâma raga utu dalik, lia nahu jakrah anisâ a wahalakuhunna!!!

Der Pitter Boom hat mir sechs Honiggläser (Gühler und Biene) für sein Bild gesandt. Ich summe nun den ganzen Tag für mich hin. Aber Kokoschka läßt kein Wort von sich hören. Ueberhaupt, ich bin des Lebens müde. Ruth machte mir den Vorschlag, für mich an Kokoschka zu schreiben, er habe so reiche Gönner (?). Aber ich kenne ja ihren Stil und nahm ihr die Mühe ab.

Sehr geehrter Herr Kokoschka. Eigentlich sollt ich Ihnen böse sein, denn Sie haben es nicht einmal der Mühe wert gehalten, nachdem Sie stets die größte Gastfreundschaft in unserem Hause genossen hatten, sich zu verabschieden. Aber man kann Ihnen nicht böse sein. Das sagte ich gestern noch zu Frau Lasker-Schüler, die sehr krank im Bett liegt. Schreiben Sie ihr doch eine Zeile, daß Ihnen Ihr Bild Freude gemacht hat — sie ist doch ein so geliebtes, armes Geschöpf und hat so für Sie geschwärmt. Es geht ihr sonst auch gar nicht gut. Von mir weist sie jeden Happen zurück, sie ist ja so eigensinnig. Aber könnten Sie nicht in zarter Weise etwas für sie bei Ihren Freunden erzielen? Ich bitte herzlich um Diskretion, geehrter Herr Kokoschka, Sie wissen doch, wie empfindlich sie ist. Und verbleibe mit freundlichen Grüßen Ihre Ruth Elfriede Caro

Internationale Postkarte
„Schweigt mir von Rom —"

Liebe Eiskühler. Der Bischof und ich sind entzweit, er behauptet, ich habe ihn mißbraucht. Wie mißbraucht man Jemand? Ich möche so gern wieder mit ihm gut werden und ihn am besten selbst fragen. Herwarth, schreib Du ihm ein Wort! (?) Herrn Architekt Gregor Münster, Hildebrandstraße 11. — Er wollte mich ja auch hauen, ich meine in Stein als Freske. Vielleicht komm ich wo an ein Haus. — Gestern setzte ich mich an seinen Tisch, er trank Kümmel und Syphon. Ich rief Otto, der brachte mir auch ein Glas, als ich es mit dem fremden Syphon füllte, mußte der Bischof sich das Lachen verbeißen. Aber er sprach nicht mit mir. Er erzieht mich reizend. Oder er hat Charakter; wie man so sagt, wenn man seine Eigenschaften eingeschachtelt mit sich trägt. Also er ist berechenbar; ich bin unbequemer und schwieriger. Ist das eigentlich nicht vornehmer? Oder er tut nur so mir gegenüber, und verfolgt Deine Taktik, Herwarth, wenn du den Beleidigten spielst. Du weißt, Brüche werden mir schwer. Was man so alles durchmacht!

Gedichte

Von Hans Gause

Erinnerung

Bei Ansorges „Acherontischen Frösteln"

Schließe den himmelblauen Tag,
Durch die Lider fällt Laternenschein.
Weite, leise, dichte Wälder rings,
Farbige Schmetterlinge über dem Schlag,
Der Boden strotzt in süßer Blüte rechts und links.
Hier muß ein Heiliger begraben sein.

Sechs Jahre lieblich dumpfen Glücks verstrahlten,
Da schüttet Deliram ihr Heimweh aus:
Zum Kaiser, Prinz! Gold und Rubinen halten
Die Kuppelwölbung bergkrystallnen Blaus.
Zweitausend Jahre alt, mit goldner Krone
Geschmückt den Totenschädel, liegt der Geister
Und Chinas Kaiser auf dem gelben Throne.
Des Steins der Weisen und des Todes Meister
Sechs letzte Haare seines Barts beweisen
Und seine Nägel, die den Boden kehren.
Ich weine. Warum eilt ihr denn zu reisen,
Ich wollte euch Unsterblichkeit bescheren
Und gerne sterben nach vier Jahreskreisen.
Ausgeliefert seid ihr jetzt und von Geistern eingenetzt.
Folgt dem Zwang, der reizend scheint, gut hab ich's mit euch gemeint.
Er schließt die Augen, die Glocke brummt,
Ein Geist, von Kopf zu Fuß vermummt.
Schwarz und stumm tritt aus der Wand,
Der Kaiser reicht ihm stumm die Hand,
Dumpfes Dröhnen heult und faucht,
Rubin, Smaragd und Gold verraucht.
Zu und auf geht schnell der Tag.

Untergang

Wenn die abendbeleuchtete Schneide erreicht ist,
Kollert ein großer Kopf von meinen Schultern nach unten.
Es wird klar, daß die Welt leicht ist,
Bis auf das Entfremdete ist alles verschwunden.

Die Erleichterung des Schreitens
Noch im Wald, im Abendrot
Spottet des Glückes Not
Und aller Gedanken Begleitens.

Des Wunders mir erst halb bewußt,
Hör ich weither den Todesstrom rauschen.
Wenn der Glanz auf den Jochen ins Steigen gerät,
Gibt es keinen Verlust.
In den Gründen saust die Nacht. Es ist spät,
Zeit, das Leben einzutauschen.

In öden Meeres Wellenschlag

Kommt der Wind aus roher Welt,
Alles hat sich schnell verstellt.
Durch den stillen Regenschmelz
Geht die Angst im Nebelpelz.
Seit der Regen streifig mustert,
Stehn die Disteln aufgeplustert,
Ist der Samen reif zum Flug,
Schleift die Luft den Weltbetrug.
Weh, an dem verfluchten Ort
Starb ein Heiliger durch Mord.

Glanz

Ich liege krank am Fenster;
Frühlingsaroma.
Hundert Schritte über den zartgrünen
Wiesenrasen bis zur Donau:
Drüben, gerade gegenüber, ist eine Lichtung
in der Au,
Ein großer Obstgarten,
Birnbäume in schneeweißem Blütenschauer
und rosaknospende Apfelbäume.
Dahinter verriegelt die schwarze Waldkuppe
mit dem betürmten Klosterschloß
Und rechts, links, schimmern bläulichere
Waldköpfe entgegen.
O Blütenbaum! Hinter den blauen Hügeln.
Ich lächle im Radfahren,
Neben mir mein Freund, auch er erhellten Gesichts.
Die Reichsstraße ist glatt wie Parkett.
Blauer, frischer Sommertag und
Sonnenglanz und Stille.
Die Apfelbaumalleen sind reif, wir essen
ununterbrochen,
Nach der Straße fernem Glitzerschwanz
Fliegen wir lächelnd, ganz in
Vergessenheit aufgewacht,
Bis in den Abend.

Der Vagabund

Von Otto Rung

Es hatte zum drittenmal an Klerkers Tür geklopft, und diesmal nicht mehr behutsam wie vorher, sondern äußerst energisch.

Klerker seufzte und erhob sich langsam. Er ging durch die vier Zimmer der untersten Etage der Villa, zündete Licht an und öffnete. Draußen auf der Steintreppe stand, wie er erwartet hatte, ein großer, breiter Mann in geduckter, bittender Stellung, ohne unter dem Halbdach Schutz vor dem Regen zu suchen, der in unergründlichen Nebel gehüllt, über die Wege hinfegte.

Klerker wußte nichts zu sagen; und die paar stumpfen Silben, die der Mann hervorstieß, verstand er nicht. Doch er begriff, daß der Mann obdachlos war. Vor einer Weile hatte er den Hund des Nachbars hinter einer Tür, die sehr schnell zugeworfen worden war, wütend bellen hören.

Er überlegte: dieser Mann hat also wahrscheinlich heute abend durch sein gewalttätiges Aussehen schon manchem einen gehörigen Schreck eingejagt. Darum hat man ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen. Die Aengstlichen haben, abgesehen von den wenigen Minuten Unbehagens, keinen weiteren Schaden erlitten. Er selbst ist der einzige wirklich Geschädigte, weil die Leute ihm keinen Einlaß gewähren wollten. Um den Schaden nicht noch zu vermehren, ist es am richtigsten, ich lasse ihn herein.

Und so forderte er den Obdachlosen auf, einzutreten.

Da stand nun im Lichte der Lampe, die Klerker hielt, ein rothaariger junger Bursche von starkem Körperbau mit großem, leerem weißen Gesicht, das der Regen gründlich benetzt hatte; unter den geschwollenen Lidern schielten die blassen Augen kränklich hervor. Eine rostrote Jacke klebte an dem gewaltigen Torso.

Jetzt verstand Klerker ein paar Worte: „Krank — hungrig — Seemann ohne Heuer — keine Unterkunft!“ Und so etwas durfte nicht sein. Er öffnete die Tür zum Wohnzimmer, ging voran: „Kommen Sie herein!“

Die Füße des Bettlers bewegten sich scharrend über die Schwelle. „Setzen Sie sich nur,“ sagte Klerker, und der Mann setzte sich. Dann stellte ihm Klerker, der selber gerade beim Abendbrot war, einen Teller zurecht.

Therese, des Schwagers junge, unmündige Tochter, die dem Onkel bei den Mahlzeiten zur Hand ging, sah mit ihren blanken, aufrichtigen Augen zu. Eine große Blase formte sich über ihrem weitgeöffneten, erstaunten Munde. „Du kannst nach Hause gehen, Therese,“ sagte Klerker und nickte ihr zu. Das Mädchen stand sofort auf, wünschte gesegnete Mahlzeit und verließ das Zimmer, ohne sich umzusehen. Sie lief in wilder Eile über die aufgeweichten Wege nach dem Hause der Eltern, das am andern Ende der Villenstadt lag; sie hatte Angst, doch interessierte das Gesehene sie ungeheuer.

Klerker strich seinen langen, viereckigen, grauen Bart, während der Gast aß. Sein tabakbrauner Daumen glitt langsam auf der starken Nase hin und her. „Essen Sie nur!“ sagte er ermunternd. Da der Bettler vorsichtig und maßvoll aß, fiel ihm ein, daß Menschen, die sehr lange gehungert haben, Widerwillen vor aller Nahrung empfinden, und darum wiederholte er die Aufforderung nicht.

Der Mann erhob sich; in der Hand hielt er einen nassen Fetzen, der seine Mütze zu sein schien. Er schwankte auf den ausgehungerten Beinen hin und her, und machte eine Drehung nach der Tür hin. Klerker hatte ganz gewohnheitsmäßig eine Zigarrenkiste aus dem Schrank genommen, ein plötzlicher stummer und erbitterter Blick seines Gastes erinnerte ihn, daß der augenblicklich an alles andere als an Zigarren dachte. Klerker öffnete eine kleine Nebenkammer, in der sich ein recht unbequemes, aber hinreichend langes Schlafsofa befand. „Da Sie obdachlos sind, weiß ich keinen andern Rat, als daß Sie sich da drinnen einrichten.“

Der Bettler vollführte eine Drehung — es war fast, als fiele er gegen die Wand — und gelangte so in die Nähe der Tür der kleinen Schlafkammer. Seine Lippen traten trichterförmig hervor. Ein saugendes Zucken seiner Halsmuskeln; aber er gab keinen andern Laut von sich als ein dickes, breiiges Hä!, das man auf alle möglichen Arten deuten konnte. Klerker, zerstreut, schloß, ohne es zu merken, die Tür so rasch, daß die Jacke des Vagabunden eingeklemmt wurde. Aus der Kammer ertönten fürchterliche Schimpforte, bis die Sache in Ordnung gebracht war.

Klerker starrte auf den braunen Lappen, der langsam aus der Ritze verschwand. Dann ergriff er die Lampe, um das Zimmer zu verlassen. In dem Augenblick, als das Licht verschwand, begann der Vagabund drinnen zu schreien: „Hilfe!“ und: „Mach auf, du Höllenhund!“ Dann deutete er noch an, daß er in eine Falle geraten sei, und daß nun die Polizei kommen werde. Gleichzeitig bearbeitete er die Tür mit den Fäusten, daß die Füllung krachte.

Klerker stand mit der Lampe in der Hand da und bewegte sie vorwärts, als wollte er mit ihr gegen den Lärm angehen. „Na! Na!“ sagte er besänftigend. „Na!“ Dann verließ er das Zimmer. Es war erst zehn Uhr, und vor zwei Uhr legte er sich nie schlafen. Er ging in das Eckzimmer. Auf dem Sofatisch lag Schopenhauers „Parerga“. Ein farbiges, geflochtenes Buchzeichen steckte zwischen den Seiten 416 und 417, soweit war Klerker in der letzten Nacht gekommen. Seitdem er sich vor zwei Jahren von seinem Geschäft zurückgezogen hatte, las er solche Werke, weniger um seinen Geist auszubilden, sondern weil es ihm Vergnügen bereitete. Namentlich Henry Georges und Renans philosophische Werke lieferten seiner ordnenden Gedankenwirksamkeit guten Stoff. Systeme interessierten ihn, ohne seine persönlichen Ueberzeugungen zu verändern. „Die Philosophie,“ sagte er, „gleicht einer Registrierkasse. Man legt einen Betrag in den Behälter, dreht eine Kurbel, und sofort springt ein Plättchen mit der numerischen Bezeichnung aus der Weltordnung hervor.“ Schopenhauer erschien ihm übrigens recht verworren, aber er las ihn, weil er ihm kein Unrecht zufügen wollte, indem er ihn überging. Der leidenschaftliche Pessimismus des großen Philosophen kam ihm absurd und verwunderlich vor. Er schlief an diesem Abend über seiner Lektüre ein.

Als Klerker am nächsten Morgen ins Eßzimmer kam, war die vierzehnjährige Therese in größter Eile damit beschäftigt, den Fußboden aufzuwischen. Sie erhob sich ganz außer Atem, schlug die Haarsträhnen aus dem Gesicht zurück und flüsterte: „Der Mann schläft noch“. Klerker ging deshalb außen um das Haus herum und guckte durch das kleine Fenster der Nebenkammer hinein. Ueber der hohen Seitenlehne des Sofas bemerkte er den einen Fuß des Heimatlosen; eine gewaltige, flache Wandersohle ragte in die Luft, glatt geschliffen vom Traben auf allen Wegen der Welt, am Rand rauh und aufgerissen von Scherben und Nägeln. Da, wo das Leder geplatzt war, starrte eine große hellrote Zehe hervor — als wollte der ungeschlachte, riesige Körper mit Gewalt durch die geborstene Kulturhülle ins Freie. Auch an den Knien und Ellbogen wuchs die Haut heraus und begegnete der offenen, weiten, nackten Natur, in der ein Vagabund zu Hause ist. Jetzt aber fuhr der Mann mit einem Ruck empor, genau so, wie er sich aus einem Graben oder Heuschober aufrichten mochte, wenn auf dem Weg Schritte ertönten. Und nun stand er da, die Nase gegen die Scheibe gepreßt, die Fäuste geballt: bereit, sich zu verteidigen und blickte Klerker zornig, erstaunt und lauernd in die Augen.

Fortsetzung folgt

Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von HERMANN KIY

Doktrinäre und Lehrmeister der Kunst

Von Lothar von Kunowski

Vor zwanzig Jahren disputierte ich als junger Mann mit Künstlern und Literaten in einem Münchener Café. Alle waren der Meinung, daß ein rechter Künstler ausschließlich mit Kohle und Oel arbeiten dürfe. Ich erwähnte die Feder, den Rötel, den Pinsel für Zeichnung. Man lachte mich aus. Die ganze Gesellschaft machte mich mundtot. Damals saß ein künftiger Lehrmeister der Kunst Doktrinären gegenüber, die jetzt wesentliche Stützen der „Moderne“ in Berlin sind. Was man in den Anfängen ist, bleibt man sein Leben lang.

Es war die schlimmste Zeit deutscher Kunst. Die heutige Jugend ahnt gar nicht mehr, was wir durchgemacht haben. Jetzt sind zwanzig Lebensmöglichkeiten für eine geboten, die damals für die rechte, schlechte, gute Kunst erklärt wurde. Es gab nur Oelfarbe, Kohle, Staffeleibilder. Moderne Illustrationen, Plakate, Kunstgewerbe, Raumkunst, Bilder, die mehr als Augenphotographie sein wollen, waren noch unbekannt.

Aber die Doktrinäre von damals sind nicht ausgestorben. Bilder, die ihnen nicht passen, nennen sie kunstgewerblich oder Plakate oder Produkte des Verstandes, des Gedankens, des Nachdenkens. Denn mit dem Evangelium „Kohle und Oel“ wurde die Doktrin verbunden: der Maler muß dumm sein. Stumpfsinnig sitze er im Atelier und male vor sich hin. Darüber verhungerten tausend deutsche Maler. Das Ausland vernichtete die deutsche Ausfuhr.

Einstmals verband der Griffel in winzigen Andeutungen alle Künste. Maler, Bildhauer, Architekten telegraphierten sich ihre Anschauungen in rhythmischen Zeichnungen. Gebildete Laien ver-

irmäre Schriftwart jener Malergruppe, Karl Scheffler in „Kunst und Künstler“ mit den Worten: Gefahr im Anzug! Der Maler muß dumm sein! Ich warne vor dem gefährlichen Diktator „Gedanke“, der sich in seiner ganzen Herrschsucht erhebt!

Farbe statt Schmutz, das mag ein Gedanke sein. Aber ist er gefährlich für den jungen Maler? Ich denke. die Malerei fängt mit der Farbe an. Wenig reine Farbe ist bessere Malerei als sehr viel dicker grauer Schmutz, der jedes junge Talent totschlägt, begräbt, in Oel einbalsamiert und statt jugendlicher Flammen ausgebrannte Kohlehaufen hinterläßt



Ferdinand Hodler: Männerfigur
Bleistiftzeichnung

...nden diese Griffelsprache und erteilten Aufträge ...e riesige Ausstellungsschinken vorher gesehen ...haben.

Inzwischen aber kam es, daß man lange Zeit ...ts als Flecke in unserer Malerei sah, abstrakte ...cke ohne sinnlichen Reiz. Fast nie brachten ...hauer gute Zeichnungen. Dagegen wuchs die ...l von Künstlern, die nie vor ein Bild von Ru...s traten, weil man bei diesem Kerl gar keine ...ke sehen konnte. Alles war so räumlich, so ...tisch, so farbig, so zeichnerisch zugleich in sei... Bildern. Mit Doktrinen war hier gar nichts ...ufangen. Da hieß es — die Augen zukneifen! Und nun kam der Lehrmeister dieser Maler...ppe — Lovis Corinth, schrieb ein Buch, wie ... malen lernen müsse und begann mit dem „Kar...lpunkt“: Der Maler muß vor der Natur die ...n zukneifen, er darf nicht malen, ohne zu ...zeln“.

Blinzle doch einmal, indem du deinen Nachbarn anschaust, einen Rosenbusch, eine Frau in farbigem Gewand. Es wird alles grau verwaschen und schmutzig werden. Bunte Vögel, Blumen, Schmetterlinge, alles, was jeder junge Mensch liebt, der blaue Sommerhimmel wird grau, die Farbe schwindet. Kleinere Gegenstände und ihren sinnlichen Reiz sieht man überhaupt nicht mehr. Es bleibt Masse. Und sie nennt man dann „großzügig“.

So endete jene Debatte Norddeutscher in München, die vor zwanzig Jahren die Doktrin Kohle und Oel aufstellten, schließlich in einer Malerei, die Farbe überhaupt nicht kennt, weil sie durch Vorbereitung mit Kohle verschmutzt wurde. Sinnesübungen mit reinen, unvermischten Farben, die dem Hinhauen gemischter Flecke vorhergehen können, genau so gut wie das Kohlezeichnen, waren früher unbekannt. Und jetzt, da die ganze Jugend reine, ungebrochene, leichthingeschriebene Farben für ihre Anfänge wünscht, Striche, Flächen und Flecke nach Bedarf anwendet, erhebt sich der dok...

Malerei

Neue Sezession

Die vierte Ausstellung der Neuen Sezession (Potsdamerstraße 122) wird beim Publikum und in der Presse allgemeine Freude erregen. Man wird sich den Malern wieder ungemein überlegen vorkommen, man wird sich seiner Kenntnis mit Stolz bewußt werden, daß Menschen keine grüne Haut haben und daß Bäume nicht violett sind. Diese Ausstellung ist ganz außerordentlich gut, fast zu gut. Das allgemeine Niveau liegt so hoch über den übrigen Ausstellungen der letzten Jahre, daß der Kritiker zur Unterscheidung der einzelnen Leistungen ein besonderes Studium treiben muß. Die Mitglieder der Neuen Sezession sind alle so von dem wirklichen Wesen der Malerei durchdrungen, und diese Erkenntnis der Malerei selbst ist so neu, daß die Arbeiten der Künstler ungeheuer ähnlich erscheinen. Scheinen. Erst wenn man das restlos aufgefaßte neue Prinzip übersieht, wird sich die qualitative Begabung des Einzelnen begrenzen lassen. Daß die Malerei nicht die Aufgabe hat, die Natur zu imitieren oder Menschen zu photographieren, wird allmählich von Künstlern und Kunstfreunden eingesehen. Für Kenner ist der Naturalismus als Kunstanschauung längst erledigt. Die Formel für die Kunstanschauung der Neuen Sezession wäre etwa: die Erledigung des Plastischen in der Malerei. Nachdem die Franzosen durch ihre Werke überzeugend nachgewiesen haben, daß die Malerei eine Kunst der Farbe und nicht eine Kunst der Zeichnung ist, ergab sich die logische Folgerung, daß mit der Farbe nicht eine andere Kunst, nämlich die Plastik, vorgetäuscht werden dürfe, daß also mit anderen Worten das malerische Kunstwerk flächig, zwei dimensional dargestellt werden muß. In Wahrheit ist diese Anschauung „naturalistisch“. Unsere Optik ist zweidimensional. Wir sehen die dritte Dimension nicht, sondern denken sie nach der Erfahrung. Die Sinne der meisten Menschen sind durch angelernte Erfahrungstatsachen verkümmert, sie können sie nur noch mit Hilfe des Verstandes gebrauchen. Die Anschauung geht nicht über das Auge durch die Phantasie, die Phantasie wird vielmehr durch die vorgelagerten Tatsachen völlig verschüttet. Ebensowenig wie die Tonverbindungen der Kunstmusik in der Natur vorhanden sind, ebenso wenig müssen es die Farbverbindungen sein. Wer über Malerei urteilen will, muß erst ihre Logik verstehen. Die Kunst, jede Kunst hat ihre eigene Logik. Wer die künstlerische Logik nicht fassen kann, wird nie die künstlerische Erregung, mag sie nun durch ein Gedicht, durch die Symphonie oder durch ein Bild verursacht werden, nachfühlen und dann fühlen können. Das alles gilt auch von der Wortkunst. Daher sind dem „Normalempfindenden“ auch die Werke der neueren Literatur verschlossen. Aber nur solange, bis er den Hochmut des gebildeten Menschen fallen läßt. — Sie sind alle gute Maler, die in dieser Ausstellung Bilder zeigen. Die neue Künstlervereinigung Mün-

chen hat sich der Neuen Sezession angeschlossen. Das stärkste Temperament ist Max Pechstein. Die reinsten Kunstwerke zeigt Wassily Kandinsky. So etwas Reinmalerisches ist noch nicht gesehen worden. Ueber ihn, über Pechstein, sowie über die anderen wird noch ausführlich zu schreiben sein.

El Greco

Die Bewertung des Genies ist weniger eine Frage der Zeit, als eine Frage der Zeiten. Niemals wird es gelingen, der Welt sogenannte positive Beweise für das zu geben, was man im Sprachgebrauch Genie nennt. Die Erklärung hierfür ist sehr einfach. Das Erkennen eines Kunstwerks setzt künstlerische Fähigkeiten auch beim Aufnehmenden voraus. Das Künstlerische besteht nicht nur im Schaffen, sondern auch im Aufnehmen. Seine Voraussetzung ist das Vorhandensein von Phantasie, das heißt der Fähigkeit, sich Unkörperliches sinnlich vorstellen zu können. Die Fähigkeit des Schaffenden ist, unsinnliche Vorgänge sinnlich zu gestalten. Je größer die Persönlichkeit und die Kraft der Gestaltung ist, desto größer ist die Kunst und desto schwerer die Wirkung auf den Aufnehmenden. Die Kraft muß erst durch die Zeiten zersetzt, die Persönlichkeit in Zitate oder Details aufgelöst werden, um die allgemeine Wirkung zu erreichen. Oder der Name muß durch seinen Ruhm so berühmt geworden sein, daß das Kunstwerk selbst außer Betrachtung bleibt. Das wird für Werke der Literatur und Musik ohne weiteres erklärlich sein. Bei der Malerei geht das Publikum aber noch immer von der irrigen Vorstellung aus, daß sie Gegenständliches wiedergebe, oder mit anderen Worten gesagt, Natur vorzutäuschen versuche. Je „natürlicher", desto wertvoller. Nun werden aber in Wirklichkeit auch durch die bildenden Künste unsinnliche Vorgänge, das heißt innere Erlebnisse des Künstlers, durch das Mittel der Farbe oder des Steins wiedergegeben. Das Körperliche der Natur ist etwas ganz anderes, als das Körperliche der Kunst. Das Kunstwerk fordert zu seiner Wirkung einen selbständigen Organismus. Zur Wiedergabe des inneren Erlebnisses ist die reale Darstellung der Realität nicht brauchbar. Im Gegenteil. Der Maler will etwa die Kraft des Stoßes ausdrücken. Er malt die eine Faust größer, als es ihm die Natur gestattet. Laien und Kunstkritiker sagen dann, der Mann habe nicht zeichnen können. Sie sind stolz auf ihr Wissen, daß eine Faust eben so groß ist wie die andere, und nehmen an, daß dem Maler diese Kenntnis versagt blieb. Das ist nur ein Beispiel. Aber diese Art der Betrachtung malerischer Werke ist allgemein üblich.

Diese Selbstverständlichkeiten wieder auszusprechen gibt die erste Biographie Anlaß, die über den Maler El Greco erschienen ist. (Delphin-Verlag, München.) Man hat sich um diesen Meister verschiedene Jahrzehnte nicht sehr gekümmert. Julius Meier-Gräfe hat das Verdienst, die „allgemeine Aufmerksamkeit" auf ihn durch seine Essaysammlung Spanische Reise „gelenkt" zu haben.

Greco wurde nicht etwa von ihm „entdeckt", er war in zahlreichen Museen zu finden, in Deutschland allerdings seltener. Die Kollegen von Julius Meier-Gräfe ärgerten sich nun maßlos, daß sie auf Greco nicht „hingewiesen" hatten. Es ergab sich die übliche Situation: eine Kunsthändlerclique sollte hinter dem Kritiker stehen, die mit Greco Geschäfte machen wollte. Dabei hätte ein verstehender Kritiker gar nicht die Macht, einen seltenen Künstler hervorzuheben, wenn nicht die Verständnislosen durch ihre Angriffe den berühmten weiteren Kreisen zunächst einmal Mitteilung von dem Vorhandensein eines verstehenden Kritikers gäben. Dadurch wird auch das Interesse für den Künstler „rege", was in diesem besonderen Falle besonders wertvoll erscheint. Es gibt Genies, deren Namen jeder im Munde führt, die jeder lobt, aber sich mit dieser Art von Anerkennung völlig begnügt. Von andern Genies weiß niemand den Namen, aber sie werden von Wenigen schwärmerisch verehrt, geliebt, zu ihnen gehört El Greco. Erst durch die „Entdekkung" von Julius Meier-Gräfe wurde er in die Kategorie der Namensberühmten gehoben. Dadurch erhielt er auch die äußere Ehre der Monographie. Monographien über Maler haben heute wenigstens den Wert, den Maler selbst in zahlreichen Abbildungen zu zeigen, wenn auch gleich gesagt werden muß, daß die Vorstellung von Gemälden durch noch so gute photographische Reproduktionen stets unzulänglich bleibt. Eigentlich vertragen sie nur Genies. Die Originalität und Intensität der farbigen Anschauung ist selbst durch Photographie nicht gänzlich zu vernichten. Deshalb soll dieses erste Grecobuch willkommen sein. Denn El Greco ist ein Genie. Seine Gemälde gehören zu den bedeutendsten Schoepfungen künstlerischen Geistes. Er war vielleicht der erste Maler, der keine Natur vortäuschen wollte. Jedes Bild ist absolut Ausdruck eines persönlichen Erlebnisses in eigener Gestaltung. Greco besaß eine ungesehene Fähigkeit, für jede Nuance des Gefühlsmäßigen die adäquate Farbe zu finden. Er besaß das Bewußtsein, daß nur die Farbe das malerische Kunstwerk hervorbringen kann. Sonst hat er mit „Verzeichnungen" gearbeitet. Ich finde es trotz der populären Absicht des Grecobiographen August L. Mayer nicht richtig, daß er die tatsächliche Möglichkeit der Verzeichnung überhaupt diskutiert. „Was am meisten bei den Schöpfungen Grecos Anstoß erregt, ist bekanntlich die Zeichnung. Es gibt aber Fälle, wo man sich mit diesen Verzeichnungen wirklich abfinden muß, ja, wo sie wirklich gefordert erscheinen. Eine natürliche Zeichnung würde da den ganzen Charakter des Bildes stören. Bei anderen Werken wirken diese Verzeichnungen doch stark als Manier." Wenn man unter Manier Absicht versteht, so hat der Monograph Recht. Es nimmt nur Wunder, daß man einen Künstler erkennen will und ihm wesentliche Mittel seiner Kunst als „Manier" vorwirft. Jedenfalls hätte sich Herr Mayer den Hinweis auf die „Behauptung von ärztlicher Seite" schenken müssen, daß die „Verzeichnungen" Grecos mit einer Augenkrankheit im Zusammenhang stünden. Solchen Unsinn soll man nicht verbreiten. Man kann auch viele Aerzte finden, die behaupten, daß künstlerische Tätigkeit mit Geisteskrankheit „im Zusammenhang stünde". Krankheit ist aber häufig das, was dem Arzt fehlt, das, was er bei sich für „gesund" hält.

Man soll nicht zuviel über Maler lesen, sondern Bilder sehen. Es ist daher sehr lobenswert, daß die Grecobiographie ein Verzeichnis der Hauptwerke Grecos mit Ortsangabe enthält. In Deutschland findet man Bilder in der Königlichen Gemäldegalerie zu Dresden, in der alten Pinakothek zu München, und in den Gemäldesammlungen zu Straßburg und Stuttgart.

Trust

Der Pariser Korrespondent

Dieser vielseitige, talentstrotzende Herr Victor Auburtin ist zurzeit Korrespondent in Paris für das „Berliner Tageblatt". Noch vor wenigen Wochen weilte er in unserer Mitte, in Berlin. Eines Tage skletterte er auf die Schultern eines Verlegers und heulte wie ein Schoßhund: „Die Kunst stirbt!" Er wußte nicht, daß Kunst gerade das ist, was selbst unter den Fingern eines Mossefeuilletonisten nicht stirbt; wußte nicht, daß die Kunst mindestens so unsterblich ist, wie das Verdienst eines Pariser Korrespondenten, die Liebesgeheimnisse der Madame Curie seiner Firma telegraphisch übermittelt zu haben.

Madame Curie, — hier ist der Mann auf seinem Posten. Hier reißt man die Augen auf. Die Kunst, sagt er, stirbt. Aber die Kunst, Unrat zu erschnüffeln, wo andre nur Radium sehen, gedeiht bis zu der Vollkommenheit, wo anständige Menschen seekrank werden. Da er die Kunst, die sich mit ihm nicht einließ, nicht kompromittieren konnte, geht er nach Paris und kompromittiert Madame Curie. Denn die Welt ist groß, und was ein tüchtiger Mensch ist, schlägt sich überall durch. Herr Auburtin ist es; tüchtig und strebsam. Und ehrgeizig. Weil er in der Politik die feste Kundschaft seines Vorgängers übernahm, fühlt er sich als ehrgeiziger Vertreter seiner Firma verpflichtet, auch selbständig zu arbeiten. So stellt er sich einfach auf die Lauer und schnuppert.

Um die Ecke aber bog Madame Curie. Die holt sich der Ritter mit keckem Finger. Dabei geht er mit einer Vorsicht zu Werke, die die Kuppelmutter jener Weisheit der Spinne und der mainzer Sittenpolizisten ist. Er beginnt einfach damit, daß er sein Opfer vorerst als die wahrscheinliche Trägerin des diesjährigen Nobelpreises lanciert. Aber schon am nächsten Tage läßt er ab von Nobel und greift blitzschnell nach dem Nabel dieser Frau! Hätte er es nicht nur bildlich getan, er fände mildere Richter. Weil es weniger schmachvoll ist, einem Weibe die Ehre zu rauben, als ihre Ehre zu besudeln. Er aber greift nur telegraphisch unter die Röcke dieser Frau und untersucht, „ob der Professor Langevin und Madame Curie, wenn sie im Laboratorium zusammen arbeiten, wirklich nur über die Kathodenstrahlen sprechen!? . . ."

Pikant! Nun wissen wir Bescheid. Bis jetzt stand dieses Weib nur unter der Kontrolle der Wissenschaft. Nun wird es eine andere Kontrolle sein . . . Eine raffinierte Person, diese Curie! Zwar hat sie mit der Erfindung des Radiums die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Aber das tat sie eben nur, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken . . . In Wirklichkeit ist sie nichts, als eine ganz gewöhnliche, nach Liebe hungernde Kreatur. Die Moral stirbt! — ruft Herr Auburtin, und meint zuversichtlich, daß nach diesem „Skandal" die Pforten der Akademie für Frau Curie wohl niemals sich öffnen dürften! Sie wird sich mit Herrn Auburtin begnügen.

Ferdinand Kiss

Beachtenswerte Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Falle statt

PETER ALTENBERG
Bilderbögen des kleinen Lebens
Verlag Erich Reiß / Berlin

LA MÊLÉE / Zeitschrift
Verlag: Paris, 6 rue Belzunce

RICHARD DEHMEL
Michel Michael / Komödie
Verlag S. Fischer / Berlin

INSELALMANACH auf das Jahr 1912
Inselverlag / Leipzig

MICHEL PUY
Le dernier état de la peinture
Les successeurs des Impressionnistes
Le Feu / Union Française d'Edition Paris 67 / Rue Caulaincourt

DER ZWIEBELFISCH / Eine kleine Zeitschrift für Geschmack in Büchern und anderen Dingen
Dritter Jahrgang / Heft 5
München / Hyperionverlag Hans von Weber

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Verein für Kunst

Achtes Jahr

Autoren-Abende

Mitgliederbeitrag 15 Mark

Den Mitgliedern steht der Besuch von **sechs** Abenden auf Plätzen zum Kassenpreis von M. 3.— zu, sowie der kostenlose Jahresbezug der Wochenschrift Der Sturm. Für alle weiteren Abende zahlen die Mitglieder halbe Kassenpreise :-: :-:

Dritter Abend

Sonnabend 25. November

abends 8 Uhr

:: Architektenhaus ::

Wilhelmstrasse 92/93

Adolf Loos

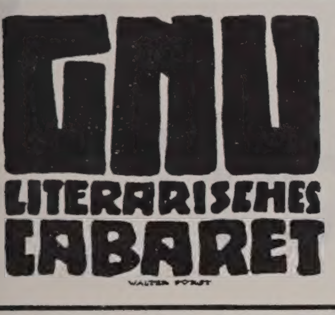
VORTRAG:

Vom Gehen, Stehen, Sitzen, Liegen, Schlafen Essen, Trinken

Karten M. 2,— bei Wertheim, Konzertkasse und bei Reuss und Pollack

Geschäftsstelle des V. f. K.

HALENSEE, Katharinen-Strasse 5



Zweiter Abend

Donnerstag, 23. November 9 Uhr

Café Austria, Potsdamerstr. 28

Ernst Blass: Heinrich Mann's „Schauspielerin" / Eine unbekannte Novelle von **Jakob Wassermann** / **Max Brod**: Gespräch in großen Sprüngen / Verse von **Franz Werfel**, **Arthur Drey**, **Kurt Hiller** / Meinungen; Parodie

Karten zu einer Mark bei Edmund Meyer, Potsdamerstraße 27 B und Abendkasse

Reserviert für Café Odeon

Else Lasker-Schüler

Meine Wunder

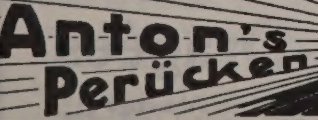
Gedichte

Preis in van Geldern-Bütten gebunden

Drei Mark

Dreililien-Verlag Karlsruhe und Leipzig.

Theaterlieferanten



Anton's Perücken

Die besten der Welt

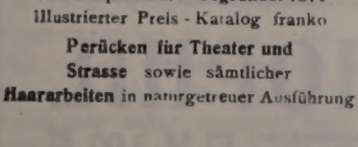
Georg Anton Berlin SW

Friedrichstr. 49a

Vielfach prämiiert Gegründet 1876

Illustrierter Preis-Katalog franko

Perücken für Theater und Strasse sowie sämtlicher **Haararbeiten** in naturgetreuer Ausführung





Theaterbühnen liefert und verleiht **Minuth G. m. b. H.** Berlin 26, IV 4612 Oranienstraße 6

Ausstellungen, Salons Kunsthandlungen etc.

CASPER'S Kunst-Salon

Eintritt 50 Pfennige :: Potsdamer Strasse 19

Neu ausgestellte Gemälde:

A. Allard	Forain	W. Leistikow	Coutts Michi
H. Cassiers	V. Gilsoul	M. Liebermann	C. Pissarro
L. Corinth	H. Herrmann	A. von Menzel	F. Skarbina
F. Charlet	J. B. Jongkind	Bern. de Monvel	J. Smits
H. Daumier	Le Goud-Gérard	Monticelli	F. Thaulow u. a.

Skulpturen von Max Kruse, M Buchanan, L. Mascré u. a.

Grösste Auswahl mod. Graphik für dekor. u. Sammelzwecke

GRAPHISCHES KABINETT

Buch- u. Kunsthandlung, Antiquariat, Verlag

:: BERLIN W 15, Kurfürstendamm 33 ::

Ständige Ausstellung moderner Graphik

EINTRITT FREI

Im Eckhause, gegenüber der Sezession, Eingang Grolmannstraße

Illustriert. Katalog u. Prospekte gratis

Ankauf guter Graphik u. illustrierter Bücher

FRITZ STOLPE

BERLIN W 35 Genthiner Straße 42

Gegründet im Jahre 1873 .·. .·. .·. Fernsprecher Amt VI 752

Fabrik für Gemälderahmen

in allen historischen und neueren Stilarten

Kopien von Rahmen nach alten Meistern in Original-Goldtönungen

Sämtliche Vergolderwaren Moderne und antike Vergoldungen an Möbeln, Innen-Architekturen usw.

.·. .·. Kunst-Einrahmungen .·. .·.

Reparaturen und Neuvergoldungen aller Gegenstände, Aufarbeiten all. Art. Antiken, Reinigen von Gemälden u. Stichen

Lehranstalten :: Kurse

Mal- und Zeichenschule

Stilleben — Landschaft — Porträt

Otto Beyer Hektorstraße 17 am Kurfürstendamm

Man verlange Prospekte

Handelswissenschaftl. Kurse von Friedr. Mester Leipzig

unter Mitwirkung 12 hervorragender Fachleute der Theorie und Praxis (staatlich geprüfte Lehrer, Akademiker oder auch Kaufleute in führender Stellung). Gründliche Einführung in die verschiedenen Branchen des kaufmännischen Berufes, rationelles Studium der Handels- und verwandten Wissenschaften als Ersatz für ein mehrjähriges Hochschulstudium. Muster-Uebungs-Kontor.

Das Studium ist für Anfänger (Damen und Herren) die für Stenographie, deutsche und fremdsprachliche Korrespondenz, Kasse-, Buchführungs- und Bilanz-Technik, Büro-Praxis sich vorbereiten wollen —

sowohl für junge Leute, die nur eine Volks-, Real- oder ähnliche Schule absolviert haben, wie für

Herren mit besseren praktischen oder theoretischen Vorkenntnissen, Einjährig-Freiwillige, Abiturienten,

für Kaufleute reiferen Alters, die bereits praktisch tätig waren und den Forderungen der Gegenwart entsprechend ihre Fachkenntnisse erweitern oder vertiefen wollen oder

für Bankbeamte, Ingenieure, Chemiker, Brauer, Juristen, Nationalökonomen, Offiziere, die für Verwaltung wirtschaftlicher Unternehmungen oder Verbände, Aktien- oder ähnlicher Gesellschaften sich vorbereiten wollen. Dauer der Kurse 6—12 Monate — je nach Vorbildung und Ziel.

Prospekte gratis durch die Direktion, Johannisplatz 5

Kleine Anzeigen

Autoren

welche ein belletristisches oder wissenschaftliches Buch geschrieben haben und einen Verleger dafür suchen, der es nach modernen drucktechnischen Prinzipien ausstattet und rührig vertreibt, belieben ihre Adressen (evt. Mannskript) einzusenden.

Hansa-Verlag

für moderne Literatur und Zeitschriften

W. 35 Flottwellstr. 6

Beziehen Sie sich bei Bestellungen und Anfragen bitte auf den »STURM«

L'Effort

Halbmonatsschrift

für moderne Kultur u. französische Sezession in den Künsten und in der Literatur

Herausgeber und Schriftleiter

JEAN RICHARD BLOCH

Jahresbezug für das Ausland: Mark 6.—

POITIERS (Vienne) Frankreich

Les Marges

5 rue Chaptal / Paris

Diese literarische Zeitschrift veröffentlichte das französische Original der Tagebücher Flauberts, deren Uebertragung in Deutschland verboten wurde.

Herrnfeld Theater

Noch nie dagewesener Lach-Erfolg!

Das Kind der Firma

mit Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen

Vorher:

Schmerzlose Behandlung

Anf. 8 Uhr Vorverk. 11—2 Uhr

Wintergarten

November-Attraktionen:

Maria Galvany

die enthusiastisch gefeierte Primadonna von der Königlichen Oper in Madrid

Bird Millmann u. Co Drahtseilakt	**The 4 Readings** Handvoltigeure
Dr. Angelos lebendes Porzellan	**Liane d'Eve** Excentrique française

und eine Kette hervorragender Kunstkräfte

Buchhandlungen

Reuss & Pollack

Buchhandlung u. Antiquariat

:: BERLIN W. 35 ::

Potsdamer Strasse 118 c

Fernspr.: Amt VI (Lützow) 2829

Edmund Meyer

Buchhändler u. Antiquar

:: BERLIN W. 35 ::

Potsdamer Strasse 27 b

Fernsprecher Amt VI 5850

Die Fackel

HERAUSGEBER

Karl Kraus

Erscheint in zwangloser Folge

Nummer 334-335

soeben erschienen

Preis 50 Pfennig

ÜBERALL ERHÄLTLICH

auch auf den Bahnhöfen

Werbeband der Fackel 50 Pfennig

Verlag Der Sturm Halensee / Verantwortlich für die Anzeigen: Edmund Häner

Druck von Carl Hause, Berlin SO. 26 Mariannenplatz 23